

so war's einmal.....Fortsetzung aus Dorfschelle 13

Idstein, Ende 1944

Unsere Hochzeit war geplant für den 23. März 1945. Kurz vor Weihnachten wurde unsere Einheit verlegt nach Georgensgmünd (südl. von Nürnberg) Ursel hatte alle Heiratspapiere zusammen. Das waren : polizeiliches Führungszeugnis, Eheunbedenklichkeitsbescheinigung des Gesundheitsamtes, Ahnennachweis (alle Geburts-, Heirats-, bzw. Sterbeurkunden, zurück bis beiden Großeltern). Das mußte nun in Richtung Nürnberg. Aber wie ? Auf die Post war kein Verlaß mehr. Ein Kamerad, der dienstlich noch in Idstein war, war die Rettung. Dort mußten die Papiere schnellstens hin. Ursel fuhr nach Mainz zu meinen Verwandten. Die waren damals noch nicht ausgebombt. Tante fuhr mit nach Idstein. Sie kamen bis Niedernhausen. Dort war kurz vorher der Bahnhof bombardiert. Sie mußten aussteigen, über Schutt und Bombentrichter zum anderen Ende des Bahnhofs laufen. Als sie endlich in Idstein ankamen war es schon Nacht. Wo finden wir jetzt den Kameraden Heinz ? Sie hatten Glück. In einer Gastwirtschaft fanden sie Heinz und bei einer Frau Kraft noch ein Bett für die Nacht. Die Papiere kamen nach Georgensgmünd und wurden eingereicht. Dazu kam dann noch die Bescheinigung über die Untersuchung auf " Eignung zur Ehe "durch den Truppenarzt, den Nachweis über die Vorlage der Bescheinigung der " arischen Abstammung ", beglaubigt vom Kompaniechef. Den Heiratsschein und die Genehmigung des Heiratsurlaubes bekam ich am 16. März. Das war der Tag an dem die Bomben auf Aspisheim fielen. Im Wehrmachtsbericht hörte ich, Kämpfe östlich Bad Kreuznach. Aus ! Freiwillig wollte ich nicht in Gefangenschaft. Als die Amerikaner Nürnberg immer näher kamen, wurden wir nach Traunstein verlegt. Wir wußten, es ist das Ende. Ein Standgericht in Georgensgmünd wollte es nicht wissen. Ein Soldat wurde wegen "Fahnenflucht" zum Tode verurteilt und sofort vollstreckt. Auf dem Weg nach Traunstein sahen wir Einen am Baum Aufgehängten . Auf einem umgehängten Schild stand " ich zahlte Fersengeld ". Das geschah alles Ende April, 14 Tage vor Schluß. Die Russen näherten sich der Grenze. Nach Traunstein war es dann nicht mehr weit. Unser Kompaniechef beendete dann den Krieg auf seine Art. Am 5. Mai entließ er uns aus der Wehrmacht mit allen Papieren, Marschverpflegung und Entlassungsgeld. In einem Haus in der Nähe des Waginger Sees warteten wir auf das Ende. Zwei schwerbewaffnete Ami's entdeckten

uns und befahlen, das Haus nicht zu verlassen. Der Krieg war aus, die Ami's feierten und vergaßen uns. Nachdem wir Schulterklappen und alle Rangabzeichen an der Uniform entfernt hatten, zogen wir weiter als Zivilisten. Auf einem Bauernhof bei Trostberg fanden wir Essen Arbeit. Ein paar Tage später kamen 3 Ostmärker (Österreicher) vorbei. Die üblichen Fragen: wo wollt ihr hin, wo kommt ihr her? Wir kommen aus Koblenz. Zu Fuß? Ja! Nun war klar, morgen wird marschiert. Das Marschgepäck wurde erleichtert und jeden Tag 20 bis 30 km marschiert. Nach einigen Tagen war ich wieder in Georgensgmünd. In der Metzgerei Moser (die hatte unsere Einheit immer gut versorgt) fanden sich noch einige Schwalbenkinder ein (Schwalbenkinder nannte uns die Tochter des Metzgers weil unser Standort "Stellung Schwalbe" hieß). Das kurze Treffen endete mit einem Festessen mit 2 Überraschungen. Die Erste, jeder ein! Knödel. (8 Mann am Tisch), die Zweite, als der Metzger den Backofen öffnete, kam eine riesengroße gefüllte Kalbsbrust zum Vorschein. Einmal gut gelebt gedenkt dir ewig. Mit diesem Spruch verabschiedete ich mich in Richtung Heimat. Nach einigen Tagen begegnete ich einigen Radfahrern. Willst du auch ein Fahrrad? Geh ins nächste Dorf zum Bürgermeister und sage du willst dein Rad abholen. Dort stehen zig Räder einer ehemaligen Arbeitskolonne. Ich bekam ein Rad, Essen und Trinken und eine gute Heimfahrt gewünscht. Nun war Aspisheim nicht mehr weit. Es gab noch ein Problem. Der Rhein war Grenze. Hier Ami, drüben Franzose. Es war der 30. Mai als ich abends in Pfungstadt ankam, bei einer Familie ein Bett, Essen und den guten Rat, wie man über die Notbrücke in Gernsheim kommt. Wichtiger als ein Passierschein ist ein Entlassungsschein. Entlaust wird auf der amerikanischen Kommandantur. Mit Herzklopfen stand ich am nächsten morgen dort, (ich hatte keinen Entlassungsschein) wurde eingepudert und bekam den roten Schein in englischer Sprache. Mit Diesem kam ich über den Rhein und war nun schon halb daheim. Kurz vor Ober Hilbersheim noch eine Kontrolle. Wieder Herzklopfen, ich zeigte den roten Entlassungsschein und hörte zum erstenmal O.K. 31. Mai 1945. Endlich daheim. Nach der herzlichen Begrüßung rundum, fehlte meine Mutter noch. Sie hatte Geburtstag und war mit dem Fahrrad in Bingen. Sie kam zu Fuß zurück. Man hatte es ihr geklaut. Ich hatte eins organisiert. In den nächsten Tagen ging es gleich an die Arbeit. Es gab noch viel Schäden von dem Bombenangriff im März. Urself war auf der Bürgermeisterei als Schreibkraft tätig. Ein Gerücht ging um; 10 Jahre Eheverbot für alle Deutschen. Ein hoher amerik. Offizier

danach befragt, antwortete: wenn die heiraten wollen dann sollen die es doch gleich tun. Bürgermeister Dautermann, auch Standesbeamter, sagte: kommt heute abend, ich traue euch. 2 Trauzeugen braucht ihr noch. Ursel kam zu mir und sagte, heute abend um 7 heiraten wir.

Mit den Trauzeugen, Onkel Fritz und Karl und den ganzen Papieren ging die Zeremonie schnell über die Bühne. Mit einer Flasche Wein wurde die 1. Trauung nach dem Krieg in Aspishheim besiegelt. Den Spruch: laßt den Zorn mit der Sonne untergehen, gab er uns noch mit auf den Weg. Das war am 19. Juni 1945. 5 Tage später gab uns Pfarrer Trautwein den kirchl. Segen. Da die Kirche wegen der baufälligen Decke nicht betreten werden durfte, fand die Trauung in der Friseurstube meines Vaters statt. Gefeiert wurde in der 12 qm kleinen Stube mit dem Motto: ist das Zimmer noch so klein 28 Gäste passen doch hinein. 1 kg Rindfleisch reichte für 30 Teller Suppe, 1 Stallhase für den Festbraten. Den Kuchen besorgte die Bäckerei Fleck in der Untergasse in Dromersheim. Die Familie Fleck war ein guter Kunde bei meiner Mutter (Hebamme) Kaffee war rar. Erwachsene bekamen pro Dekade 50 gr. auf Lebensmittelkarten,

so war's einmal vor 50 Jahren

Ursel u. Peter Rudolph

DE MANTEL

Wie ich do emol dem Parre begehnt bin wollt der wisse, warum ich schunn so lang net meh in der Kerch gewes wär. "Herr Parre", saht ich, "mel Mantel is so schlecht, do kann net mit in die Kerch geh". Do hot er gemont, de Herrgott dähnt net uf Äußerlichkeite gucke. "Daß waß ich ach", hon ich gesaht, "awwer des Futter innedrin is aach kaputt.

A. Hey

KFZ STEUR ODER CHAUSSEE-GELD

Aktuell ist uns die permanente politische Diskussion der Erhebung von Steuern auf den Betrieb von Fahrzeugen in Erinnerung, sei es nun in der heutigen Mischform einer absoluten Steuer orientiert am Motorenvolumen in Verbindung mit der verbrauchsabhängigen Benzinsteuer oder an der zusätzlichen Straßenbenutzungsgebühr, um z.B. auch ausländische Fahrzeuge zur Unterhaltung der Verkehrswege heranziehen zu können.

Schon immer mussten die verschiedensten Verkehrswege gebaut und unterhalten werden. So wurden die Gemeinden Horrweiler und Gensingen bei der Neubauung der Provinzialstraße (heutige L 416) unmittelbar mit einem "Anliegerbeitrag" seitens der großherzoglichen Regierung in Darmstadt bedacht.

Nach einem Gesetz vom 6. März 1824 waren ab dem 1.4.1824 für die vom "Staate erbauten und unterhaltenen Chaussées" gestaffelte Gebühren zu entrichten, und zwar:

Von Chaisen und Cabriolets ohne Rücksicht auf die Zahl der Pferde und Räder sowie auf die Breite der Radfelgen auf 1000 Klafter Entfernung für jedes angespannte Pferd einen halben Kreuzer.

Von allen beladenen vierrädrigen Fuhrwerken, wozu auch die Eilwagen, Postwagen und deren Frachtbeiwagen gerechnet wurden, wenn solche mit weniger als vier Pferden bespannt waren und ohne Rücksicht auf die Breite der Felgen, auf 1000 Klafter Entfernung für jedes vorgespannte Pferd 2 Kreuzer. Bei allen beladenen vierrädrigen Fuhrwerken, die mit vier und mehr Pferden bespannt waren, wuchs das Chausséegeld im selben Verhältnis, in welchem die Breite der Radfelgen in dem Fuhrwerk abnimmt nach einer, nachfolgend aufgeführten, Tabelle:

Eine über 8 Pferde hinausgehende Bespannung war verboten. In Steilstücken war die Vorspannung aber erlaubt und dabei nicht näher spezifiziert. Beladene zweirädrige Frachtfuhrwerke kosten für jedes vorgespannte Pferd 3 Kreuzer. Bei einem vorgespannten Ochs halbierte sich der Preis, bei der Anspannung einer Kuh oder eines Esels war nur ein Viertel des Preises zu entrichten, immer auf die Entfernung von 1000 Klafter gerechnet.

Zuschläge im Sinne von Ordnungswidrigkeit gab es auch, z.B. bei hervorstehenden Radnägeln. Dann wurden 25% mehr berechnet. Aber auch für nicht angespanntes, größeres Vieh waren Gebühren zu entrichten, und zwar für berittene oder belastete Pferde pro Stück ein Kreuzer, für leer gehende Pferde $3/4$ kr, in gleicher Weise für Ochsen, Kühe oder Esel einen $1/2$ kr.; Kälber, Schaafe, Schweine und andere kleine Viehgattungen waren frei.

Die Entrichtung erfolgte bei der Abfahrt, ansonten an dem ersten Büro, das auf dem Wege erreicht wurde immer bis zum nächsten Büro bzw. dann bis zu dem Ort, an dem die Straße verlassen wurde. Als große Erleichterung wurde die Zahlungsmöglichkeit für mehrere Stationen empfunden.

Jedes Gesetz hat seine Ausnahmen oder Befreiungen, so auch hier. Abgabefrei waren die auswärtigen "Souveräns und deren Gefolge", sämtliche "Glieder des Großherzoglichen Hauses, der Standesherrn, der Geschäftsträger sowie sämtliche Lokalbeamte bei ihren Dienstverrichtungen innerhalb ihres Bezirks. Den örtlichen Bonus gab es auch. Sämtliche Einwohner eines Ortes mit eigenen Fuhrwerken waren bis zu der Stelle, an der sich das nächste Büro befand und auch wieder zurück von der Gebühr befreit. Das galt jedoch nur dann, wenn die grundlegende Fahrt nicht eben über diesen Punkt hinaus gegangen war.

Wie sich die Bilder und Dinge ähneln, früher die sogenannten Schnepkarren (zweirädrig/einspannig), heute die Doppel-Achs-Anhänger.

Frieder Hothum

SCHWARZSCHLACHTEN IM KRIEG UND DANACH

Die Männer ab 17 Jahre bis zur Tauglichkeitsgrenze waren im Krieg. Somit mußten die alten Bauern und die alleinstehenden Frauen mit ihren Schulkindern die Arbeit auf dem Felde sowie in den Weinbergen verrichten. Maschinen gab es noch nicht, so mußten sie die Felder und Weinberge mit Ochsen oder Kühen umpflügen. Hinzu kam noch die Arbeit im Haus, Hof und Viehstall. Dabei mußten alle Tiere zahlenmäßig genau gemeldet werden, womit die Abgabepflicht festgesetzt wurde. Noch ein Schwerpunkt war, morgens und abends die Kühe mit der Hand zu melken. Diese schwierigen Arbeiten und was alles noch dazu gehörte, hätte kein Mensch mit der zugeteilten Lebensmittelkarte verrichten können. Jeder versuchte ein Kalb, eine Sau (Schwein) oder mehrere Hühner nicht zu melden. Diese Nichtangabe war ein großes Risiko, denn es kamen ständig Hauskontrollen, dazu noch Verräter. Hierzu eine kleine Tabelle. Pro Person aufs Jahr im landwirtschaftlichen Betrieb gerechnet wurden: 3 Hühner, 75 kg Brotmehl und 35 kg Schwein (lebend). Wenn die Kontrolle kam und feststellte, daß irgendein Tier nicht gemeldet war, bekam der Eigentümer eine Strafe bis zu einer Grenze, die sehr schmerzlich sein konnte.

Wie fast alle Bauern, hatte auch meine Tante (Frau Hepp) eine Sau überzählig. Wegen einer Verwundung kam mein Petter (Pate) Erich Hepp von der Front aus Rußland auf Urlaub nach Hause. Da war klar, daß am nächsten Tag die überzählige Sau geschlachtet wird. Zu meinem Vater sagte er: "Onkel, du mußt das machen"! Und so ging es am nächsten Morgen los. Der Kessel wurde mit Wasser gefüllt. Ich bekam den Auftrag Feuer zu machen, damit das Wasser zum Brühen gut kocht. Die Läden am Haus wurden geschlossen, als sei niemand zu Hause. Meine Tante ging hinters Ort um Dickwurzeln (Rüben) zu hacken. Dann wurde das Hoftor verschlossen. Mein Petter sagte: "Jetzt wird nochmal getrun-

ken und Onkel dann gehts los"! Die Stalltür wurde aufgemacht, die Sau lief in den Hof. Mein Vater, der in dieser Situation immer treffsicher war, nahm die Axt und wollte schlagen. Da sagte mein Petter: " Onkel, gib mir die Axt, ich schlage"! Gesagt, getan. Mein Petter, mit fast 2 Ztr. und Bärenkraft, schlug zu. Doch statt den mittleren Kopf, traf er das rechte Ohr, welches fast ab war. Die Sau lief durch den Hof und schrie vor Schmerzen so laut, daß meine Tante sie im Feld hören konnte. Was nützte da noch das Schließen von Läden und Hoftor?. Ehe mein Vater die Axt nehmen konnte, um der Sache ein Ende zu machen, hatte mein Petter schon das Schlachtermesser und lief der Sau nach. Dann nahm er sie zwischen die Beine, griff sie mit einer Hand am gesunden Ohr, hob sie hoch und schnitt ihr in der Luft beim Schreien den Hals ab. In dieser Zeit war Polizeihauptwachtmeister Weller öfters zur Kontrolle unterwegs. Als mein Vater am Tor schauen wollte, ob alles in Ordnung sei, rief mein Petter: "Onkel bleib da, die nächste Woche fahr ich wieder nach Rußland, und wenn der Weller jetzt kommt, schneid ich ihm auch den Hals ab"! Es wurde scheinbar nichts bemerkt von dieser Aufregung und Hektik, die ich als Schulbub miterlebt habe. Die Wurst von der Sau mit abgeschlagenem Ohr schmeckte sehr gut. Mein Petter konnte sich wieder richtig satt essen und noch eine gute Verpflegung für die Fahrt nach Rußland mitnehmen.

Nach dem Krieg hatte sich mit der Verpflegung nichts gebessert, und so ging das Schwarzschlachten weiter. Die Kontrolle von der Viehzählung hatten die Besatzungsmächte übernommen. Dazu zwei Erinnerungen von mir.

Mit der Handballmannschaft vom TVA waren wir sonntags in Pfiffelheim bei Worms. Wir hatten das dortige Punktspiel hoch gewonnen. Als wir nach Hause kamen wurden wir feierlich in Empfang genommen. Metzgermeister Adolf Klein brachte uns ein paar Fleischwürste, was damals eine Rarität war. Friedrich

Kreutzer spendete 2 Stützen (20 Ltr.) Wein. Und so wurde der Sieg gefeiert. Am nächsten Morgen lag ich noch halb benommen im Bett, als mein Vater kam und mich weckte. Er sagte: "Steh schnell auf, die Razzia ist im Ort. Denn wir haben noch eine Sau zuviel"! Die Razzia, daß waren ca. 50-60 Mann. Die einen hatten den Ort umstellt, die anderen Truppen machten von Haus zu Haus Kontrollen. Bei uns im Haus ging dann alles im Eiltempo. Auf dem Mist wurde der "Jauchekellerdeckel" freige-macht und mit Stroh abgedeckt. Auf das Stroh legten wir eine Regendecke von den Fahrkühen. Wieder darauf zwei Bettücher. Danach ließen wir die überzählige Sau aus dem Stall. Mein Vater hatte die Axt in der Hand. Als dann die Sau beim ersten Schlag lautlos umfiel, wurde sie abgestochen zum Bluten. Dann ein kleiner Schnitt in den Bauch wegen der Giftgase. Mit aller Kraft schafften wir dann die tote Sau auf den "Jauchekeller-deckel", deckten sie mit den Bettüchern zu und legten darauf eine Regendecke, darauf wieder Stroh, danach frischer Kuh-mist. Die Mistkaut sah aus wie gut gepflegt. Der Schweinestall wurde mit Wasser gut sauber gemacht. Somit war das ganze Blut verschwunden. Als Vorbereitung zum Brühen der Sau, füllten wir den Kessel mit Wasser. Rund um den Kessel stellten wir ein paar Körbe Futterkartoffeln als Täuschung. Als die Kontrolle kam suchten sie überall und sagten beim Fortgehen: "Alles in Ordnung"!

Beim zweiten Fall wurden aus Aspishheim einige Leute wegen schwarz-schlachtens bei den Besatzungsmächten angezeigt. Die Anzeige kam zunächst an Bürgermeister Jakob Dautermann (Opa von Hans Kreutzer) und Landrat Trapp, Bingen. Im Hause Huf-Geyer, Reihestraße (Krah), hatte Landrat Trapp kurz zuvor selbst ein Kalb und eine Sau schwarz geschlachtet. Jakob Dautermann und Landrat Trapp vereinbarten ein Treffen mit der Polizeikontrolle von den Besatzungsmächten im Hause Dautermann. Familie Dautermann-Kreutzer servierte der Polizeikon-

kontrolliere jede Menge Wurst vom Schwarzschlachten und dazu einen guten Tropfen Wein. Bei guter Unterhaltung, Wein und froher Stimmung wurde das Anzeigeformular in den Ofen gesteckt. Aber eines hatten die Herren sich ausbehalten, daß sie nun öfters mal zum Bürgermeister kämen.

Mit dem Schwarzschlachten im Krieg und danach profitierte auch so manche Familie aus der Stadt. Sie kamen mit Kleidern und Schuhen. Diese tauschten sie gegen Wurst, Kartoffel, Eier, Frucht usw.

Ja, Ihr liebe Leut, so war das beim Schwarzschlachten zu dieser Zeit.

Erich Mörbel

EIN LÄCHELN ZU WEIHNACHTEN

Es kostet nichts und bringt viel ein.
Es bereichert den Empfänger, ohne den Geber ärmer zu machen.
Es ist kurz wie ein Blitz,
aber die Erinnerung daran ist oft unvergänglich.
Keiner ist so reich, daß er darauf verzichten könnte
und keiner ist so arm, daß er es sich nicht leisten könnte.
Es bringt Glück ins Heim, schafft guten Willen im Geschäft
und ist das Kennzeichen der Freundschaft. Es bedeutet für
den Müden Erholung, für den Mutlosen Ermunterung
für den Traurigen Aufheiterung, das beste Mittel gegen Ärger.
Man kann es weder kaufen noch erbitten, leihen oder stehlen,
denn es bekommt erst einen Wert, wenn man es verschenkt hat.
Niemand braucht so bitternötig ein Lächeln wie derjenige,
der für andere Menschen keines mehr übrig hat.

ERINNERUNGEN

Drurie , Scheierbambler, Schwarzschlachten u.s.w.

Drurie (Rübenkraut), ein brauner Sirup, süß, billig, ein beliebter Brotaufstrich.

Man konnte ihn in allen 4 Geschäften kaufen. Um ihn aufs Brot zu bringen, mußte man ihn 10 mal um Löffel oder Messer drehen. Drurie konnte man in allen 4 Geschäften kaufen. Seit Kriegsanfang gab es Lebensmittelkarten. Zucker war wie fast alle Nahrungsmittel rationiert. Not machte erfinderisch. Es gab Zuckerrüben. Die waren auch bewirtschaftet und mußten abgeliefert werden. Doch wer sie nicht selbst anbaute der konnte sie tauschen, koddeln, kompensieren, organisieren oder wie man das damals nannte.

Drurie, das Rezept:

Ein paar Zentner Zuckerrüben in einer Feldbütt eingeweicht. Mit Wurzelbürste und Messer gesäubert. Die Rüben waren dreckig, das Wasser war kalt und die Hände eiskalt. Die gereinigten Rüben wurden auf der Futtermühle zerkleinert und dann im Schlacht- oder Waschkessel gekocht.

In einen Leinensack gefüllt und auf einer kleinen Kelter (Fruchtpresse) ausgepreßt und dann den Saft solange gekocht bis daraus Sirup (Drurie) wurde. Er war nicht nur als Brotaufstrich, sondern auch für die Lebkuchenbäckerei gut geeignet.

Scheierbambler.

Rauchwaren waren noch rationiert. Ein Text auf eine bekannte Melodie wurde zum Ohrwurm: Ami rauchen Chesterfield, Chesterfield, Chesterfield, Ami rauchen Chesterfield, Bosco rauchen wir.

Bosco war die erste Nachkriegszigarette aus "Pfälzer Wald". In der Pfalz wurde schon immer Tabak angepflanzt. Nun sah man auch bei uns in vielen Gärten Tabak wachsen. Erlaubt waren 10 Pflanzen. Um einen einigermaßen guten Knaster zu erzielen brauchte man die gelben Blätter. Doch solange konnten die Meisten nicht warten. Die grünen Blätter wurden im Eiltempo getrocknet. Wem das noch nicht schnell genug ging, der machte es wie mein Bruder. Die Blätter wurde über Nacht in den warmen Backofen des Kohleherdes gelegt. Ein Brikett in Zeitungspapier gewickelt, hielt den

Backofen die ganze Nacht warm. Am Morgen wurde das Feuer wieder angefacht um Kaffeewasser zu kochen. Man nannte es immer noch Kaffeewasser, obwohl schon lange keinen Kaffee mehr gesehen hatte. Kathreiner oder selbstgebrannte Gerste war Ersatzkaffee. Da der Herd auch gleichzeitig Heizung war wurde kräftig nachgelegt. Als beißender Qualm aus dem Backofen kam, wußte man, daß der Tabak geraucht war. Es gab Tränen, nicht nur vom Qualm. Die nächsten Blätter wurden wieder gebündelt und zum trocknen in der Scheier (Scheune) aufgehängt. Scheierbambler.

Beim Thema S c h w a r z s c h l a c h t e n war es sehr wichtig ein Gebot zu beachten und zwar, das 11. Zum Schlachten brauchte man ein Schwein das nicht auf der Viehzählungsliste stand. Es war nicht leicht ein Ferkel bis zu einem Jahr versteckt zu füttern. Hier im Ort waren fast alle Familien Teilselbstversorger. Das heißt, es gab keine Lebensmittelkarten für Fett, Wurst und Fleisch. Schlachten mußte angemeldet werden. Es gab einen Schlachtschein auf dem das Gewicht eingetragen wurde. Der Fleischbeschauer war auch gleichzeitig Wiegemeister. Das Schwein mußte auf die Viehwaage, im Bullenstall in der Dörrgasse, gebracht werden. Oft wurde das kleinste Schwein gewogen und das Große geschlachtet Als dann der Fleischbeschauer zur Trichienenschau kam und die arme Sau aufgehängt sah, sagte er : " ei, bist du aber gewachsen seit ich dich gestern sah". Er drückte beide Augen zu. Er wollte ja auch leben.

Über die Speisekammer-Razzia will ich in der nächsten Dorfschelle berichten. Wer hierzu lustige oder schmerzhaftige Erinnerungen hat darf sich bei mir melden.

Peter Rudolph

KÜCHE EINST UND HEUTE

Die heutige Küche, ausgestattet mit modernsten Geräten, läßt sich kaum noch mit dem Koch- Wohn- und Arbeitsraum der Vergangenheit vergleichen. Während sich früher in der Küche das gesamte Familienleben abspielte, damals wurde dort nicht nur das Essen zubereitet, Besuch empfangen, Gewaschen und genäht, gleicht die moderne Küche eher einem Labor.

Die Küche war damals meist mit einer offenen Feuerstelle versehen, oft der einzigen Wärmequelle im Haus. Schon in aller Frühe mußte das Feuer angemacht werden und bis zum Abend angehalten werden.

Zum Kochen mußte sich die Hausfrau bücken oder sogar hin-niederknien.

Wasser wurde vom Brunnen hergeholt.

Immer stand ein Holzbottich mit frischem Wasser in der Küche.

Das Spülwasser wurde zum Tränken der Schweine verwendet und das Schmutzwasser schüttete man ins Floß.

Als Küchengeräte dienten Kessel, Pfanne und Rührlöffel.

Der Küchenezettel war trotz der Tatsache, daß es oft genügend Nahrungsmittel gab doch recht bescheiden.

Ein Brei aus Getreide (Weizen, Gerste, Hirse) war zu dieser Zeit wichtiger als Brot.

Später kam die Kartoffel als Grundnahrungsmittel hinzu.

Fleisch gab es nur an Fest- und Feiertagen.

In diesem einfachen Leben war die Küche der Inbegriff von Wärme und Sättigung.

Die Hausfrau als "Hüterin des Herdes" vermittelte

Fürsorge, Geborgenheit und Frieden. Ihre Stellung war unbestritten. Selbständig und selbstbewußt herrschte sie und erzielte auch selbst Einnahmen.

Das änderte sich im 19. Jahrhundert. Damals gab es immer mehr Haushalte, in denen die Küche von den anderen Räumen getrennt war.

Das Feuer in der Küche wurde in einem tischhohen Herd mit Ofenrohr zum Kamin eingeschlossen. Dadurch blieb der Raum sauber und hell. Schöne Möbel und Hausrat, die wir heute noch bewundern, schmückten die Küche.

Die Arbeit jedoch wurde kaum geringer, auch wenn mit der Zeit arbeitssparende Geräte wie Fleischwolf, Kaffemühle, Bohnenschneider, Sahneschläger und Waffeleisen in Gebrauch kamen. Damals wurde auch oft in der Küche gegessen, zumindest für die Kinder der Tisch gedeckt. Es entstand dann die Wohnküche, an deren handfeste Sinnlichkeit sich jeder gerne erinnert, der sie erlebt hat.

Mit dem technischen Fortschritt kamen dann auch Erleichterung bei der Küchenarbeit. So wurden um 1880 die ersten Gasherde verkauft.

1910 ging der erste erprobte Elektroherd in Serienproduktion.

Voraussetzung für den Gebrauch dieser Geräte war natürlich ein ausgebautes Gasleitungs- und Elektrizitätsnetz.

Nach und nach entstanden dann Wasserleitungen und Abwasserkanäle.

Die Küche der zwanziger Jahre war klein, teilweise nur sechseinhalb Quadratmeter.

Die Schränke waren nun glatt, vielfach weiß lackiert, jeder Schnickschnack verpönt.

Gestickte Überhandtücher verschwanden. Hygiene war Trumpf.

Als dann auch noch Kühlschränke, Heißwasserboiler, Tiefkühltruhen, Spülmaschinen und andere arbeitssparende elektrische Geräte hinzukamen, konnten die Frauen zugleich auch einen Beruf ausüben.

Und wenn auch jetzt schon neben den Mikrowellenherden zum Garen der Speisen sogenannte Induktionsgeräte angeboten werden, die selbst nicht heiß werden, sondern die Speisen nur erhitzen, so ist doch die Technik nicht mehr alles.

Es gibt einen Trend zu offenen Küchen, bei denen Kinder und Familienmitglieder sowie Freunde mitkochen und zuschauen können und in denen man dann mit Wohlbehagen zusammen speist.

A. Hey

Quelle: 1.) Justus Möser (Ländliche Küche)
2.) Küchen im Wandel

E schenne Gruß.

Vor kortzem hon ich emol in Binge e Wertschaft ufgesucht.

Kaum hatt ich mei Mantel hiegehängt un mich gesetzt, do is auch schon der Kellner komm un hot gefroht, was er mer bringe könnnt.

"Ei bringe se mer das Stück Fleischworscht un den Weck aus meinem Mantel," saht ich.

Ich mißt schon noch ebbes dezunemme, hot do der Kellner gemont.

"Gut, dann bringe se mer noch Messer un Gawwel un e bißje Senf."

Jetzt hot er awer die Geduld verlör, es ging ums Bestelle, ob ich das nit begreife däht.

"Ach so," hon ich do gesaht, "dann bestelle se dem Wert e scheene Gruß von mir."

A. Hey

WAS GAB ES IN 1894 IN ASPISHEIM FÜR NEUIGKEITEN

Aus dem Protokollbuch ergibt sich folgende Chronologie:

Am 31.1.1894 wurde aus sechs Bewerbern Philipp Grumbach als neuer Nachtwächter bestellt. Am gleichen Tag bekundete der Gemeinderat seine Bereitschaft, alle notwendigen Anschaffungen für die Feuerwehr vorzunehmen jedoch mit Ausnahme der "Uniformierungstücke", die Armbinden seien zur Unterscheidung völlig ausreichend. Am 11.3.1894 beschloß man nun die Anschaffung einer zweirädrigen Spritze, aufgrund der guten Haushaltssituation wurde kein Zuschuß durch den Kreis geleistet.

Am 29.4.1894 beschloß der Rat, die bisherige Wohnung des kath. Lehrers und die Scheune am Bethaus der Kirchengemeinde dieser für DM 1200.-- zu verkaufen und Betrag für die Lehrerbesoldung einzusetzen. Es handelte sich hier um das Mitbenutzungsrecht der Gemeinde an dem ehemaligen Kath. Schul- und Bethaus am Ende der Hauptstraße/Ecke Wassergasse, dem heutigen Anwesen Wagner.

Erstmals am 29.7.1894 beschäftigte sich der Rat mit der Errichtung einer Wasserleitung vor dem Hintergrund des in den letzten Jahren im Sommer immer wiederkehrenden Wassermangels und beschloß dies direkt in der 1. Sitzung mehrheitlich. Am 12.8.1894 erhielt Kulturing. Dr. Lüdecke aus Mainz den Auftrag einschl. Ergründung geeigneter Wasserstellen in der Straße, in der Kehl und im Dehnacker. Am 29.9.1894 konnten die Arbeiten an eine Fa. Oltch aus Zweibrücken vergeben werden und zwar mit DM 4571,50 für das Reservoir und mit DM 14.319,30 für die Hausleitungen. Am 28.12.1894 entschied man sich mit einhergehenden Zusatzkosten vor jeder Hofraite einen Sperrschieber einzubauen und für das Reservoirgelände DM 5.-- pro Klafter zu zahlen.

Am 16.10.1894 wurde der Beginn der Weinlese auf den 25. Oktober 1894 festgesetzt und sollten bis zum 8. November unter polizeilichen Schutz bleiben. Üblich war, daß der tägliche Beginn und auch das Ende mit dem Polizeiläuten verkündet wurde, ebenso mussten bei schlechtem Wetter und dadurch ausgelöstem Glockengeläut das Gelände sofort verlassen werden.

Frieder Hothum